

selbst: »Die Vorliebe für alte Bücher ist wie die Vorliebe für alte Weine ein Zeichen der Reife«.

Von der Heilwirkung der Lektüre handelt das nächste, kurze Kapitel, das im wesentlichen die Wiedergabe einer humoristisch abgefaßten »Bibliographischen Heilkunst« des berühmten Verfassers der »Letzten Tage von Pompeji« enthält, die dieser in den »Memoiren von Pisisstratus Cagion« anschaulich lehrt. Er schlägt vor, anstatt der in Bibliotheksräumen angebrachten Überschriften wie »Philologie«, »Naturwissenschaften«, »Dichtkunst« hierzu die Namen von Krankheiten des Körpers und des Geistes auszuwählen, die eine entsprechende Lektüre zu heilen oder wenigstens zu lindern imstande sei. Für das Podagra, den Schnupfen, die Hypochondrie, den Spleen, den Lebensüberdruß, die Entmutigung, den Kummer, die Vereinsamung empfiehlt Bulwer die dafür geeigneten Bücher. Seine Begründungen sind mit viel Witz und Ironie gegeben und amüsant zu lesen. Gelungen ist auch Fertiaults Bemerkung über den Kritiker Charles (1799—1873), der, von großer Hitze belästigt, den »Übergang über die Beresina« gelesen habe und dabei ins Frieren geraten sei.

Die nächsten kurzen Kapitel behandeln den »Calendrier du Livre« des bedeutenden, jedoch in Vergessenheit geratenen Journalisten Levallois (1829—1903), den Roman und die Zeitung Levallois, ein Sonderling, der sich vom literarischen Leben eher fern hielt, war ein großer Bücherfreund. Er verbrachte seine Mußestunden in der »Klause von Montretout«, unweit Saint-Cloud und hat uns in seiner »Année d'un ermite« eine originelle Plauderei über die für die verschiedenen Jahreszeiten geeignete Lektüre gegeben, also gewissermaßen auch eine Musterbibliothek aufgestellt, für die die Monate des Kalenderjahrs bestimmend waren. Für den Herbst z. B. empfiehlt er »unsre großen Melancholiker, J. J. Rousseau (Nouvelle Héloïse), Goethe (Werther), Chateaubriand (René), Senancour (Oberman)«, ferner Emerson, Channing, Epiktet, Marc-Aurél und das Evangelium, »dieses unvergleichliche Elixier des ewigen Lebens, das an einem grauen Novembertag so recht über die Trübnis der erstarrten Natur hinweghilft«.

Über den guten oder schlechten Einfluß des Romans sind die Ansichten wiederum sehr geteilt, wenn nicht direkt entgegengesetzt. Der Jansenist Nicole (1625—1695) nannte die Romanschriftsteller und Dichter »öffentliche Giftmischer«, und ein protestantischer Pfarrer behauptete, den größten Schaden an der Gesundheit der Frauen hätten die ins Ungemessene angewachsenen Romane angerichtet. Jean Darce und Paul-Louis Courier sind ähnlicher Meinung. Größer aber ist die Zahl derer, die den entgegengesetzten Standpunkt einnehmen. Von diesen drückt sich Goethe in seinen Gesprächen mit Soret folgendermaßen aus: »Es müßte schlimm zugehen, wenn ein Buch unmoralischer wirken sollte als das Leben selber, das täglich der skandalösen Szenen im Überfluß, wo nicht vor unsern Augen, doch vor unsern Ohren entwickelt. Selbst bei Kindern braucht man wegen der Wirkung eines Buchs oder Theaterstücks keineswegs so ängstlich zu sein«. — Bauvenargues, der Fürst de Vigne, Doudan haben wenig Verständnis für den Roman; Mme. de Sévigné gibt in ihren Briefen ihre Meinung darüber ausführlich an und resümiert dieselbe in den Worten »Tout est sain aux sains«. Der englische Dichter Gray behauptet, »bequem auf einem Sofa liegen und die neuesten Romane lesen, gäbe einen Vorgeschmack von den Freuden des Paradieses«.

Mit Bezug auf die unendliche Mehrzahl der Romane, auch guter, die ihre Zeit nicht überlebt und deshalb nicht verdient haben aufbewahrt zu werden — unter die wenigen Ausnahmen rechnet der Verfasser: La Princesse de Clèves, Télémaque, Manon Lescaut, Paul et Virginie, Werther, Notre

Dame de Paris und Madame Bovary —, erinnert Cim an ein gelungenes Wortspiel von Jules Richard in »L'Art de former une bibliothèque«: »Un bibliophile ne conserve pas les livres qu'on lit une fois, mais seulement qu'on relit avec plaisir et que par conséquent on relit« . . .

Über die Nachteile der Zeitung gegenüber dem Buch sagt Cim am Eingang des zehnten Kapitels sehr richtig: »Die wahre Lektüre ist die des Buches. Die Zeitung steht hinter dem Buch dadurch zurück, daß sie zu schnell gemacht wird, werden muß — und wo man schnell machen muß, werden Sorgfalt und Reife unvermeidlich zu kurz kommen; daß sie fast ausschließlich von vorübergehenden und nur relativ wichtigen Dingen redet; daß sie weder das Format, noch die Bequemlichkeit und Eleganz des Buchs bietet«. Auch über den Wert oder Unwert der Zeitung sind bekanntlich die Meinungen stets geteilt gewesen. Zu ihren Anklägern gehören La Bruyère, d'Alembert, Voltaire, Chateaubriand, Goethe, Thiers, Proudhon, Balzac, Théophile Gautier, Le père Gratry, Tanneguy de Wogan, von denen Cim interessante, treffende Aussprüche anführt, um ihre Ansichten wiederzugeben. So nennt Voltaire die Presse »eine Geißel der Gesellschaft, eine unerträgliche Räuberei«, Proudhon »eine Hölle, einen Abgrund von Sittenverderbnis, Lüge und Verräterei, . . ., eines dieser Lupanare des Gedankens«; Balzac weisagt: »man wird die Presse totschlagen, wie man ein Volk mordet, indem man ihm die Freiheit gibt«. In Tanneguy de Wogans bemerkenswertem »Manuel des gens de lettres« gibt uns dieser Autor eine vortreffliche Schilderung der Anfeindungen, Verkennungen, Geringschätzungen, denen die heutige Presse in allen Kulturländern ausgesetzt ist, und geht ihren Ursachen auf die Spur. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die Umformung, Sanierung der Presse eins der wichtigsten Probleme des neuen Jahrhunderts sein werde, damit sie wieder ihrer höchsten Aufgabe, der Aufklärung und Beredelung der Massen, zugeführt werden könne. Und er sagt gelegentlich sehr richtig: »Von denjenigen, die viel die Zeitung lesen, lesen nur wenige auch andres.« Auch Cim ist der Ansicht, daß eine Reform der Zeitung dringend not tue, um so mehr, als sie mehr und mehr zu einem Werkzeug der Hochfinanz und der Industrieritter geworden sei und als alleinige Macht über sich nur den Geldbeutel anerkenne. Die bezahlte Rezension und die Annonce haben jede aufrichtige Schätzung und alle Kritik vernichtet. (Man vergleiche hierzu die in jüngster Zeit gemachten Äußerungen über »das Duell zwischen Buch und Zeitung«, die die »Revue« im Jahre 1903 als teilweises Ergebnis einer Umfrage über die Buchkrise veröffentlicht und über die Schreiber dieses seinerzeit an dieser Stelle [Börsenblatt 1903, Nr. 249 u. 262] berichtet hat.) In einer langen Fußnote schildert Cim nach Renan u. a. die Verderbnis der Plutokratie im gesamten geistigen Leben überhaupt. Sainte-Beuve hat dies in folgenden Worten kurz zusammengefaßt, allerdings mit einiger Übertreibung und Härte: »Das Geld, das Geld ist mehr als man sagen kann, der wirkliche Nerv und Gott der heutigen Literatur«.

Aber diesen Beurteilungen der Zeitung stehen ebenso viele Rechtfertigungen und Verherrlichungen gegenüber. Die großen Männer der Revolution, Robespierre, Sieyès und andere, nennen mit fast gleichen Worten die freie Presse die Wächterin aller Freiheiten. Royer-Collard (1763—1845) sagt: »Die Presse ist eine soziale Notwendigkeit, mehr noch als eine politische Macht«; Chateaubriand wahrte: »Die Presse, diese Maschine, die man nicht mehr zerbrechen kann, wird fortfahren, die alte Welt zu vernichten, bis sie eine neue geschaffen haben wird«, Collignon zählt in seinem Buche »La vie littéraire« die Vorzüge der Presse auf und verteidigt dabei den großen moralischen und praktischen Wert,